
Altersgrenzen aus der Sicht des Journalismus

Klara Obermüller

Journalismus ist kein Beruf, sondern eine Lebensform. Journalist ist man mit Leib und Seele, ein Leben lang. Pensionierung mag es geben, streng rechtlich und auf dem Papier. Der Kopf geht deswegen noch lange nicht in Rente. Dies ist, kurz und überspitzt ausgedrückt, meine These, die ich im Folgenden auf ihre Berechtigung hin überprüfen und zur Realität der Medienszene in Beziehung setzen möchte.

Was meine eigene Person, die zwar nicht repräsentativ, aber vielleicht typisch ist, betrifft, verhält es sich so: Ich habe im Alter von 62 Jahren meine Stelle als Redakteurin und Moderatorin der Sendung „Sternstunde Philosophie“ beim Schweizer Fernsehen aufgegeben. Ab 62 zahlt der Sender seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern die volle Pension aus. Seit ich 63 bin, beziehe ich zusätzlich die staatliche Rente oder AHV, wie es in der Schweiz heißt. Ich befinde mich also im Ruhestand, bin Rentnerin mit allem, was dazugehört – außer der Ruhe. Meine Arbeit beim Fernsehen ist zwar zu Ende, meine Tätigkeit als freischaffende Publizistin hat gerade eben wieder begonnen. Und sie läuft auf Hochtouren.

Die Frage, ob es volkswirtschaftlich Sinn macht, Pensionen und Renten an Vollbeschäftigte auszuzahlen, darf gestellt werden. Es darf aber auch gefragt werden, ob es richtig ist, heutzutage noch Leute in den Ruhestand zu schicken, die nicht nur arbeitsfähig, sondern auch arbeitswillig sind.

Aus den Reihen meiner Kolleginnen und Kollegen kenne ich viele, die sich ihr Leben als Pensionierte ähnlich eingerichtet haben wie ich. Der Journalismus ist ein ideales Betätigungsfeld für Leute, die 1. ihren Beruf lieben und 2. zu aktiv, zu neugierig, zu unternehmungslustig sind, um von einem Tag auf den andern aufzugeben, was sie ein Leben lang am liebsten getan haben. Am Beispiel des Journalismus lässt sich aber auch sehr gut zeigen, wie variabel und flexibel der Übergang vom Erwerbsleben in den Ruhestand gestaltet werden kann und auch gestaltet werden sollte.

Der Möglichkeiten für pensionierte Journalisten sind viele: Sie können Artikel schreiben, Interviews führen, Podien moderieren, Vorträge halten, in der beruflichen Weiterbildung mitarbeiten. Sie können auf Reisen gehen, Dokumentarfilme drehen, Reportagen machen, Bücher verfassen. Man holt sie, wenn es gilt, zu politischen Ereignissen Kommentare zu schreiben oder Stellungnahmen abzugeben. Auch Nachrufe und Gedenkartikel sind bei ihnen in guten Händen; denn sie verfügen nicht nur über eine fundierte Berufserfahrung, sondern meist auch über ein gutes Erinnerungsvermögen. Ältere Journalisten sind so etwas wie das Gedächtnis einer Zeitung – und manchmal auch eine Art Instanz, auf die man sich in Presseräten, an Ombudsstellen oder in der Öffentlichkeit gerne besinnt.

Die Medien, die gedruckten ebenso wie die elektronischen, tun m. E. gut daran, sich die Erfahrung und das Wissen der älteren Kollegen zu sichern, auch derjenigen, die nicht mehr aktiv in einer Redaktion beschäftigt sind. Zugegeben, es wird der Tag kommen, da schickt man die alten Hasen vielleicht nicht mehr unbedingt an die Front und auch nicht mehr in Gegenden, wo Puste und Sprintvermögen für das Gelingen einer Reportage ausschlaggebend sind. Für die Analyse, den Hintergrund, die scharfsinnige Auseinandersetzung, die einfühlsame Annäherung kom-

men sie allemal in Frage oder sind jüngeren Kollegen sogar vorzuziehen. Gewisse Zusammenhänge will ich mir nämlich nicht unbedingt von einem 30-Jährigen erklären lassen. Das ist auch eine Frage der Glaubwürdigkeit – vor allem im Fernsehen, wo das Bild seine eigene Sprache spricht.

So gesehen wären staatlich festgesetzte Altersgrenzen im Journalismus also ohne größere Bedeutung: fließende Übergänge von einer Arbeitsform in die andere, mehr nicht. Und doch gibt es natürlich auch für uns Journalisten Altersgrenzen, die es ernst zu nehmen gilt. Sie verlaufen dort, wo die Beine nicht mehr mitmachen und der Kopf seinen Dienst versagt. Diesen schleichenden Alterungsprozess rechtzeitig wahrzunehmen und sich selbst einen würdigen Abgang zu bereiten, dürfte zu den schwierigsten Aufgaben gehören, die wir älteren Journalistinnen und Journalisten noch vor uns haben. Ich kann nur auf den Beistand guter Freunde hoffen, wenn ich selbst nicht mehr merken sollte, dass es Zeit ist. Bis dahin halte ich mich jedoch gerne an die These von Leopold Rosenmayr, dass besonders gut altert, wer sein eigenes Alter unterschätzt.

So viel zum Thema „Altersgrenzen im Journalismus“ aus subjektiver Sicht. Es ist mir bewusst, dass diese Sicht ein Stück weit auf Wunschenken beruht. Die Realität nämlich sieht ziemlich anders aus – nämlich so, wie sie sich fast überall in der Wirtschaft darstellt. Verlage machen da keine Ausnahme mehr. Auch in ihren Führungsetagen hat der Kult um den dynamischen Jungmanager Einzug gehalten. Auch Redaktionen sind in den letzten Jahren auf Teufel komm raus verjüngt worden.

Beispiel Nr. 1: Der Zürcher *Tages-Anzeiger*, die größte Regionalzeitung der Schweiz, ist vor Jahren dazu übergegangen, seine Redakteure im Alter von 58 Jahren in Frühpension zu schicken, und hat damit nicht nur eine Reihe profilierter Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gedemütigt,

sondern auch geistige Ressourcen verschleudert, die sich nicht über Nacht ersetzen lassen. Erfahrungsreichtum, Urteilskraft und historisches Bewusstsein sind sowohl im Polit- wie im Kulturjournalismus ein Kapital, das sich auch im besten Lehrgang nicht erwerben lässt. Wenn es fehlt, sieht man das einer Zeitung an. Die *Neue Zürcher Zeitung* oder auch die *Frankfurter Allgemeine* sind nicht nur deshalb so gute Zeitungen, weil sie ein hervorragendes Korrespondentennetz unterhalten, sondern auch, weil sie das Team ihrer Redakteurinnen und Redakteure über Jahrzehnte hinweg aufbauen und pflegen.

Beispiel Nr. 2: Als es der Schweizer Wochenzeitung *Die Weltwoche*, bei der ich 16 Jahre beschäftigt war, wieder einmal schlecht ging – das tat es öfters –, verordnete ihr der Besitzer ein neues Konzept. Zu Recht, wie ich meine. Weniger sinnvoll fand ich, dass er die Erarbeitung dieses neuen Konzepts in die Hände einer internen Arbeitsgruppe legte, die ausschließlich aus den unter 40-jährigen Redaktionsmitgliedern bestand. Die Übung nannte sich „Frühlingserwachen“ und ging so schief, wie sie nur schief gehen konnte. Dass kein brauchbares Konzept dabei herauskam, war schlimm genug; schlimmer war, dass die in sich gesplattene Redaktion hinterher zu keiner vernünftigen Zusammenarbeit mehr fähig war. Neun der „jungen Wilden“ probten den Aufstand, unterlagen und zogen schließlich aus. Zurück blieb eine Zeitung, deren Image nachhaltig beschädigt war.

Beispiel Nr. 3 (die Ausnahme, welche die Regel bestätigt): Als ich meine Moderationstätigkeit beim Schweizer Fernsehen aufnahm, war ich 56, in einem Alter also, da viele sich bereits Gedanken über Frühpensionierung und Vorruhestandsregelungen machen. Zusammen mit meinem Redaktionsleiter und einem nur wenig jüngeren Tagesschau-Moderator war ich mit Abstand das älteste Gesicht am Bildschirm. Man ließ uns zu, weil der Kollege

von der Tagesschau mit seinen grauen Haaren Glaubwürdigkeit ausstrahlte und mein Redaktionsleiter und ich die Bildung mitbrachten, die für die Gestaltung einer philosophischen Sendung erforderlich ist. Heute sind wir alle drei durch Jüngere ersetzt. Damit stellt sich auch das Schweizer Fernsehen so dar, wie es höheren Orts gewünscht wird: jung, dynamisch, unverbraucht. Die Faktoren Lebenserfahrung, Kompetenz und Bildung spielen dabei nur noch eine untergeordnete Rolle.

Fazit: Es gibt also sehr wohl auch äußere, nichtsubjektive Altersgrenzen im Journalismus. Es gibt sie vor allem dort, wo Gesicht und Stimme mitspielen und Alter effektiv in Erscheinung tritt: in den elektronischen Medien Fernsehen und Rundfunk. Und es gibt sie vor allem für Frauen. Während in gewissen Informations- oder Politformaten der „Anchorman“ mit dem zerfurchten Gesicht und den grauen Schläfen noch besonderes Ansehen genießt, haben ältere Frauen am Bildschirm kaum mehr eine Chance. Höchstens, dass sie vielleicht mal für eine Ratgebersendung hinzu gezogen werden oder in einer Diskussionsrunde, einer Literatursendung zum Beispiel, als Spezialistin einen Part übernehmen dürfen. Sonst sucht man ältere Frauen am Bildschirm, in Verlagsetagen oder Chefredaktionen – mit Ausnahme der Frauenzeitschriften – meines Wissens vergebens.

Aber Gräfin Dönhoff, werden Sie mir jetzt vielleicht entgegenhalten. Zugegeben, Gräfin Dönhoff war bis ins hohe Alter als Herausgeberin der *Zeit* tätig. Sie war das publizistische Gewissen der Zeitung, aber sie war auch eine absolute Ausnahmeerscheinung. Ein vergleichbares Beispiel ist mir im deutschen Sprachraum nicht bekannt.

So lässt sich denn also feststellen, dass Journalismus auf der einen Seite ein Beruf ist, dem man in fast all seinen Spielarten bis weit über die offizielle Altersgrenze hinaus nachgehen kann. Und, so weit ich die Szene überblicke, in

vielen Fällen auch gerne nachgehen würde. Auf der andern Seite aber macht sich auch in den Medien, den elektronischen vor allem, seit geraumer Zeit eine schleichende Altersdiskriminierung bemerkbar, die dem Arbeitswillen und der Arbeitslust altgedienter Journalisten und vor allem Journalistinnen keinen Raum mehr zugesteht.

Ob das Publikum es so wünscht, wage ich zu bezweifeln. Es scheint mir viel eher so, dass auch die Medien jenem Trend zur Jugendlichkeit folgen, der überall in der Wirtschaft um sich gegriffen hat. Und da die meisten Verlagsleitungen ihrerseits sich in jungen Händen befinden, ist eine Trendwende einstweilen nicht in Sicht. Sie wird m. E. erst eintreten, wenn man auch in der Medienbranche eingesehen hat, dass eine Zeitungs- oder Senderedaktion nur dann qualitativ hochstehende Arbeit leisten kann, wenn sie generationenmäßig gut durchmischt ist und beides gleichermaßen zum Zuge kommt: jugendliches Unge-stüm und aus jahrelanger Erfahrung gewachsene Besonnenheit.

Mit Blick auf die Zukunft könnten die Medien m. E. in doppelter Hinsicht eine Vorreiterrolle übernehmen: Sie könnten

1. durch flexible Arbeits- und Arbeitszeitmodelle zeigen, wie Alter und Berufstätigkeit sich miteinander verbinden lassen, und sie könnten

2. auf dem Weg über die Personalpolitik dafür sorgen, dass sich in der Öffentlichkeit Bilder verbreiten, die Alter nicht nur als defizitären Zustand, sondern als Lebensphase mit je eigenen Gestaltungsmöglichkeiten und eigenem Sinnpotential darstellen.